

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

14.9.1919 (No. 37)

38
1918
et e l
lichtet
n oft
leben
das
blto.
waren
i un-
ellen,
Zen-
die-
inem
stand
Ernst
Febr.
hliche
Ge.
Welt-
Enti-
dah
Stüb-
und
m 21.
ore")
stung
ackel
n ge-
ellen.
Wif-
geat-
lung
noch
odes-
, dah
als
t und
ungs-

Die Pyramide



Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 37

Karlsruhe, Sonntag, 14. September

1919

Inhalt: Beim Abschied. Von Hermann Essig f. — Die große französische Revolution vom Deutschen Demokratischen Standpunkt aus gesehen. Von Reinhold Selbing, Professor in Karlsruhe. — Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod. Von Dr. Karl Soll, Privatdozent an der Techn. Hochschule Karlsruhe.

Beim Abschied.

Von Hermann Essig f.

Was bleibt denn dauernd hier von mir zurück?
Nur eine Spur, vom Wüstenfand verweht;
War's nur ein flüchtig hingeworfener Blick
Dem Wanderer, der auf weiten Steppen geht?

Ein müder Erdenfremdling. Ob ich fand
Den Quell in einer Wüste, dürr und groß,
Als klein die Sonne hoch im Mittag stand
Und Fluten Blut versengend niederstohf?

War's nicht ein tiefgeschlürfter reiner Trunk
Von klar kristallhellen Blütenperlen
Mit Funkeldiamanten gleichem Prunk,
Um ganz entfärbte Lippen rot zu schwellen?

Ist Dauer unser!? — Wär es auch, ich wüßte,
Dah Trennung ist seit Urgrund flucher Welten.
Jedoch, wer kalt und frostig scheiden müßte,
Könn't's seinem starren Hartherz bloß entgelten.

Ihr habt geschenkt — — was gab ich euch dafür?
Vielleicht den Tritt ins schöne Blumenbeet,
Das grämte schwer. Und welche Ungebühr t
Ich trüge Leid und alles wär zu spät.

Seid mild im Urteil! Glücklich möcht ich werden,
War ich ein Hauch, ein Duft, um eine Frucht.
Sagt so. Und denkt: Wir sind Mensch auf Erden. —
Nun lebet wohl! — Ich hab nicht Ruhm gesucht.

Die große französische Revolution vom Deutschen Demokratischen Standpunkt aus gesehen.

Von Reinhold Selbing, Professor in Karlsruhe.

Herr Viviani, französischer Ministerpräsident am Anfang des Krieges u. sozialistischer Radikaler, hat kürzlich den Ausdruck getan, Frankreich habe durch den Ausgang des Krieges in der Welt eine Stellung erworben, die noch glänzender sei als seine Lage im Zeitalter der großen französischen Revolution. Diese Worte sind durchaus charakteristisch für die Auffassung der Franzosen von ihrer damaligen Staatsumwälzung. Der deutsche Demokrat trägt sich unwillkürlich, wenn er so etwas liest: wie kann ein französischer, demokratischer und sozialistischer Politiker dem heutigen Frankreich, dem imperialistischen, heutigetierigen, den Besiegten rückstichlos mit Füßen tretenden Frankreich das Zeugnis ausstellen, daß es im Sinne seiner Väter von 1789 in Europa wirke? Denn anders soll diese Parallele nicht gemeint sein. Wir haben doch gelernt, daß die große französische Revolution gemacht worden sei, um nicht bloß dem französischen Volk, sondern der ganzen Welt die Freiheit zu verschaffen und an die Stelle der alten Kastenpolitik eine neue Politik des Selbstbestimmungsrechts der Völker und der Völkerverbrüderung zu setzen. Müßten sich da

nicht die Herren Viviani und Genossen eigentlich schämen, wenn sie auch nur leise an jene Zeit erinnern? Wer das glaubt, der kennt die Franzosen nicht und kennt auch nicht genau den Verlauf der Geschichte ihrer großen Revolution. Die französische auswärtige Politik ist so raffiniert, daß sie auch die Geschichte ihres Volkes von vor 100 Jahren und darüber noch als Kampfmittel benützt. Wir haben es an unserem Leib verspürt, mit welchem Erfolg dies vor kurzem geschah. Es gab nicht allzuvielen Deutschen, die während des Weltkrieges glaubten, daß wir es nötig hätten, uns gerade von den Franzosen die Freiheit auf der Spitze der Bajonette bringen zu lassen, aber es gab auch solche, und vor allem hat das Ausland, auch weiteste Kreise des neutralen Auslands, sich nicht genung tun können in Bewunderung des Volkes der großen französischen Revolution in diesem Kampf gegen das rückständige Deutschland. Das ist zu einem großen Teil die Folge der geschickten Art, mit der die Legende von der großen französischen Revolution in Frankreich gepflegt wurde und dann auf die Darstellungen der Geschichte dieser Revolution in den anderen Ländern naturgemäß abfärbte. Denn die Franzosen waren ja den Quellen der Forschung am nächsten, und große Werke nicht-französischer Geschichtsschreiber, die auf Quellenforschung beruhten, wurden in der Regel nicht gelesen. Warum sollte man da den Franzosen nicht glauben? Wie empfindlich die Franzosen über dieser ihren nationalen Wünschen so förderlichen Zweckmeinung wachten, zeigt die Behandlung, die sie einem ihrer größten Forscher, Hippolyte Taine, zuteil werden ließen, als er ihnen mit rückstichlosem Wahrheitsmut diese Legende zerstören wollte. Aber auch sein Werk ward durch die Legende überdauert. Ob sie auch diesen traurigen Zeitraum der Weltgeschichte überleben wird? Das hängt vielleicht von der Entwicklung der deutschen Demokratie ab. Wenn aber das deutsche Volk der Welt zeigen will, daß ein großes Volk auch ein durch und durch demokratisches Volk sein kann in seiner inneren und in seiner äußeren Politik, dann muß es seine Demokratie nach den Gesetzen sich entwickeln lassen, die in seinem eigenen Wesen begründet sind, und muß sich frei halten von der Meinung, der man so häufig noch begegnet, und die auch, wie der Verlauf der dortigen Revolution zeigt, in den russischen Köpfen spukt, daß es gelte, das berühmte französische Vorbild nachzuahmen, um sicher zum Ziele zu gelangen. Dieser Weg ist schon deshalb verfehlt, weil die meisten, die ihn beschreiten, ein ganz falsches Bild von dem Verlauf der französischen Revolution und von den Kräften, die in ihr wirkten, im Kopfe haben. Sie sehen sie so, wie die Legende sie zeigt, nicht, wie sie wirklich verließ, und haben deshalb auch von dem Volk dieser Revolution und von seinen Führern in jener Zeit eine ganz falsche Vorstellung.

Gewiß verdankt die Welt der französischen Revolution einiges Wertvolle. Sie hat manchen fortschrittlichen Gedanken durch das Beispiel der Leidenschaftlichkeit, mit der er sich in jenem Lande Bahn brach, auch in der übrigen Menschheit rascher zum Ziele gebracht, als es vielleicht sonst geschehen wäre. Aber sie hat auch ebenso sehr durch den Mißbrauch, den sie mit der Freiheit trieb, und durch die Besudelung der schönsten Ideen mit dem Blut der Guillotine oft so abgeschreckt, daß sie gerade dadurch auch wieder als Hemmschuh für den Fortschritt gewirkt hat. Als Madame Roland, die berühmte Girondistin, zum Schaffott gebracht wurde, da führte ihr Weg an einem Standbild der Freiheit vorbei. „O Freiheit“, rief sie, „wie viele Verbrechen sind in deinem Namen verübt worden“. Zu der Stellungnahme unserer hervorragendsten deutschen Dichter und Denker, soweit sie Zeitgenossen der großen französischen Revolution waren, spiegelt sich diese Entwicklung recht deutlich. Man vergleiche nur Schillers Jugenddramen mit der Glocke und vielen seiner späteren Aussprüche — von Goethe ganz zu schweigen. Es dachten eben lange nicht alle so, wie der biedere Handwerksmeister in Gottfried Kellers „Fähnlein der sieben Aufrechten“, der die Schreckensherrschaft noch nachträglich billigte.

Aber jene Ideen selbst, die berühmten Ideen der großen französischen Revolution, die einige Zeit fast Gemeingut des französischen Volkes, wenigstens seiner gebildeten Schichten, waren, und die im Anfang jenes Zeitraumes einzelne Menschen, ja oft fast ganze Stände zu entfangungsvollen Entschlüssen und edlen Taten fortrissen, sie waren nicht eigentlich aus dem französischen Geiste heraus geboren, sondern weit eher angelsächsischen Ursprunges, soweit überhaupt eine bestimmte Nation das Eigentumsrecht an ihnen für sich in Anspruch nehmen darf. Im einzelnen sind diese Ideen allerdings bei den französischen Aufklärungsschriftstellern schon herausgearbeitet und sehr logisch aufgebaut, zum Teil aber

6

auch arg verzerrt worden. Vor allem hat Jean Jacques Rousseau, der ja den Gang der großen französischen Revolution am meisten beeinflusste, in seinem „Contrat sozial“ ein Gebäude für Menschheitsbeglückung errichtet, demgegenüber das System von Karl Marx das reinste Lehrbuch für Realpolitik darstellt. Wo die deutsche Demokratie es für nötig finden sollte, an fremde Ideen anzuknüpfen, da wäre ihr wohl viel eher zu raten, sich an angelsächsische Vorbilder zu halten. Selbst die berühmten Menschenrechte Lafayette's waren mit dem großen Enthusiasmus aus den Vereinigten Staaten nach dem europäischen Festland herübergewandert. Aber merkwürdig! Während auf dem amerikanischen Boden jene Menschenrechte den ruhigen Gang der Entwicklung des Staatswesens nie störend beeinflussten, haben sie dagegen den jungen revolutionären Staat in Frankreich fortwährend auf tiefste erschüttert. Sie enthielten zum Beispiel das Recht des Widerstands gegen Unterdrückung. Jeder Pöbelhaufe, der in die Nationalversammlungen zu Versailles und Paris eindrang, um die dortigen Verhandlungen zu stören, oder Umversetzungen von Beschlüssen durchzusetzen (und wie oft kam dies vor!) berief sich auf dieses Recht des Widerstandes. Jeder Demagog konnte mit Hilfe dieses Rechts jeder Zeit die ganze Staatsmaschine lahmlegen, wie einst im alten Rom die Tribunen mit ihrem Veto.

Das führt uns auf etwas anderes. Das französische Volk jener Tage erwies sich trotz aller Begeisterungsfähigkeit für die Ideen seiner Revolution nicht als reif zur Durchführung dieser Staatsumwälzung. Jeder von uns weiß aus den Zeitungen, welche widerliche Szenen sich manchmal im französischen Parlament unserer Tage abspielten. Sie sind nichts gegen die unwürdigen Parlekaden, die, nicht etwa ausnahmsweise, sondern recht häufig in der Volksvertretung jener Jahre sich unter Beteiligung von Betrunknen und Dirnen zutrugen. Die phrasengeschwollenen, ganz von der Wahrheit und Wirklichkeit abseits sich haltenden Reden der Abgeordneten jener Zeit, die man kaum lesen kann, nähmen sich dagegen noch harmlos aus, wären sie nicht meist zugleich giftige Pfeile gegen politische und persönliche Gegner, um diese zu Fall und zugleich vor's Revolutionsgericht und damit zum Tode zu bringen. Unduldsamkeit war das Gepräge jenes Zeitraumes, in dem angeblich die Freiheit herrschte, nicht erst in den Tagen der Schreckensherrschaft. Wer anderer Meinung war als die Herrschenden oder als Nebenbuhler verhasst oder dessen Besitz die geldgierigen Machthaber reizte, der wurde als Gegenrevolutionär gebrandmarkt und mußte gewöhnlich über kurz oder lang mit vielen seiner Schicksalsgenossen den Weg zum Hinrichtungsplatz einschlagen. Auch dem Staatszucht suchte man durch die Hinrichtungen aufzuhelfen, man schlug Münzen aus der Guillotine. „Nur die Toten kehren nicht wieder“, hieß es damals. Die Mordsucht nahm schließlich geradezu pathologische Formen an. Von Saint-Just, dem bekannten Genossen Robespierres, stammt das Wort: „man muß mit Freuden einberühreten Können zwischen Blut und Leichen.“ Und einer von den Schreckensmännern sah in der Häufigkeit der Hinrichtungen eine Wohlthat für das seiner Meinung nach überfüllte Frankreich; nachträglich ein noch blutigerer Hohn im Hinblick auf die heutige französische Bevölkerungsbewegung. Frauen gegenüber, die um das Leben ihrer vom Revolutionsgericht zum Tode verurteilten Männer baten, tat Robespierre den Ausspruch: „Dürfen Republikanerinnen ihrer Eigenschaft als Bürgerinnen entsagen, um sich zu erinnern, daß sie Gattinnen sind?“ Freie Wahlen gab es damals in Frankreich nicht. Sie fanden unter dem Druck des größten Terrors öffentlich statt. Diese Unduldsamkeit zeigte sich aber nicht bloß gegen politische Gegner. Bekanntlich wollte die französische Revolution auch die katholische Kirche vernichten, zuerst um an ihre Stelle den Atheismus als Staatsreligion zu setzen, dann die Verehrung des Höchsten Wesens im Sinne J. J. Rousseaus. Zu wech' abscheulichen Szenen dies Bestreben führte, das soll nur eines von vielen Vorkommnissen zeigen. In einer offiziellen Kundmachung heißt es: „Erinnert Euch, daß der Republikaner keine andere Gottheit als das Vaterland, keinen anderen Kultus als den der Freiheit, keine andere Sitte als die der Natur hat, und gebraucht Eure Kräfte, um jede Art des Fanatismus für immer zu stützen.“ Von diesen Sätzen blieb keiner ein leeres Wort. Bei einem Feste zu Ehren eines Republikaners wurde ein Esel mit einer Bischofsmütze geschmückt, aus einem geweihten Kelche getränkt, ein Kreuz und eine Bibel an seinen Schweif gebunden. Alle Kirchen des betreffenden Departements wurden geschlossen, alle Priester zur Haft gebracht. Von ähnlichen Szenen zeugen Stücke aus jener Zeit, wie man sie in Davots Bildwerk zur großen französischen Revolution nachgedruckt sehen kann.

Die offizielle französische Geschichtsschreibung sucht diese Auswüchse mit dem Hinweis darauf zu entschuldigen, daß die französische Revolution begleitet war von einem auswärtigen Krieg gegen eine mächtige Koalition, und daß die inneren Gegner stets verdächtig waren, es heimlich mit dem Ausland zu halten. In den meisten Einzelfällen läßt sich die Ungerechtigkeit dieser Beschuldigung nachweisen. Insbesondere war ja auch der Prozeß und die Hinrichtung Ludwigs XVI. unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, eine schreiende Ungerechtigkeit, ganz abgesehen von der Tatsache, daß damals der Convent als Kläger und Richter zugleich unmöglich zu einem billigen Urteil gelangen konnte und man ja auch die geforderte Berufung an das Volk in durchaus undemokratischer Weise vermied. Ueberhaupt war es nicht so, daß Frankreich sich und die Freiheit gegen jene Koalition mit allen äußeren und inneren Mitteln verteidigen mußte. Der Krieg, den damals Frankreich führte, war von Frankreich hervorgerufen,

insbesondere von der Partei der Girondisten, und hier wieder in erster Linie von dem Girondistenführer Brissot, von dem Laine sagt: wenn man überhaupt einen Mann jemals für einen Krieg verantwortlich machen kann, so trägt dieser Mann die Schuld an dieser schweren Kalamität, die Frankreich und die Welt betroffen hat. Und wie das revolutionäre Frankreich diesen Krieg führte, das war auch durchaus nichts weniger als vorbildlich in demokratischem Sinne. Es ist wahr, Frankreich hat als erster Staat des Festlandes damals den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht aufgestellt, allerdings nach amerikanischem, also angelsächsischem Muster, aber durchgeführt wurde dieser demokratische Grundsatz in durchaus undemokratischer Weise. An die Front kamen in erster Linie als Kanonenfutter die „Gegenrevolutionäre.“ Die „Überzeugten Republikaner“ lungenerten im Inland als gutgeklärte und stets bereit Prätorianerarmee für die Machthaber, ähnlich wie es wohl jetzt in Rußland sein mag, wo die Herren Lenin und Trozki sich als gelehrte Schüler Robespierres erweisen. Die absichtlich ganz verlotterte Disziplin läßt es begreiflich erscheinen, daß der Krieg „zur Befreiung der Völker“ dann so räuberisch geführt wurde, wie es zum Beispiel Goethe in Hermann und Dorothea beschreibt. Erst durch Generale, wie besonders Napoleon, die durchaus nicht revolutionär dachten, wurde die Marneszucht wieder hergestellt. Diese Generale, Bonaparte vor allem, haben die unwiderstehliche Truppe geschaffen, mit deren Hilfe Frankreich damals seine Siege erfocht, aber auch den Rest seiner Freiheit verlor. Im letzten Ende aber war ja auch die Kette von Kriegen, die im Gefolge jenes Koalitionskrieges geführt werden mußten, ein Unglück für Frankreich und, die Auffassung Bivianis und seiner Gesinnungsgenossen von der glänzenden Stellung, in die die Revolution Frankreich in Europa gebracht habe, ist bei Licht betrachtet, sehr oberflächlich.

Doch auch im Innern war das Ergebnis der großen französischen Revolution ein vollständiges Fiasko. Sie sollte dem französischen Volk die Freiheit bringen. Niemand war dieses Volk weniger frei als unter der Herrschaft des Schreckens zur Conventszeit. Und die Militärdiktatur, in die schließlich das Ganze ausmündete, wurde von weiten Kreisen des Volkes fast noch als eine Erlösung betrachtet. Namentlich weil Napoleon auch eine Befreiung aus den Wirtschaftsnöten der Revolutionszeit zu bringen schien. Statt nämlich eine gerechtere Gestaltung der Besitzverhältnisse herbeizuführen, hatte die Revolution im Wesentlichen nur die bisherigen Besitzer des Grund und Bodens auf dem Lande und in der Stadt mit neuen veranlagt, und durch die Papiergeldwirtschaft hatte sie dem wüsten Spekulant- und Schiebeterium Tür und Tor geöffnet. Es ist deshalb kein Wunder, daß auch die erwartete sittliche Befreiung des französischen Volkes durch die Revolution ausblieb. Vollständige politische Gleichgültigkeit weiter Kreise der Gesellschaft, Schlemmertum, Feigheit, Denunziantentum waren das Kennzeichen des französischen Völkertums am Ende der Revolutionszeit. Es ist auch charakteristisch, daß diese ganze Zeit keinen wirklich großen Demokraten, etwa eine Gestalt wie George Washington, hervorbrachte, an der das französische Volk sich heute noch freuen könnte, und daß schließlich der Italiener Bonaparte der Held war. So sieht das Bild aus, das Laine auf Grund der umfassendsten Quellenforschung mit genialer Hand von der großen französischen Revolution entwirft.

Man hat früher oft gesagt, die französische Revolution sei in ihrem Anfang großartig und in ihrem Ausgang, ehe Napoleon die Republik zur Diktatur umbog, zur Zeit des Direktoriums, des Anfangs würdiger gewesen, und nur in der Mitte, in der verhältnismäßig kurzen Zeit der Schreckensherrschaft Dantons und Robespierres, habe sie jenes abschreckende Bild geboten. Laine weist nach, daß schon in dem Anfange die Keime zur Entartung der ganzen Bewegung lagen, und für die Zeit des Direktoriums sprechen wohl die Memoiren Barras', der selbst einer der Direktoren war, eine zu beredte Sprache. Dieses Volk war reif für die Militärdiktatur und nach deren Beseitigung durch den Sturz Napoleons für die Wiederherstellung des Ancien Régime, die ja dann auch tatsächlich erfolgte.

Das vollständige Scheitern der großen französischen Revolution hat verschiedene Ursachen gehabt. Es lagen Fehler im politischen System, das von vornherein aufgebaut wurde, schon in der Verfassung, die die erste Nationalversammlung gab, neben vielen Guten im einzelnen. Vor allem fehlte eine starke Zentralgewalt, die auf demokratischer Grundlage ruhte. Die einzelnen Körperschaften, ja die kleinsten Gemeinden, hatten dem Zentrum gegenüber viel zu viel Selbständigkeit, und es ist viel Wahres an dem geistreichen Ausspruch der Zarin Katharina, die sagte: „dieses Frankreich besteht aus 44.000 kleinen Republiken.“ Es war wohl auch ein Unglück für das damalige Frankreich, daß nach dem Tode Mirabeaus kein überragender Geist mehr die Geschicke der neuen Demokratie in die Hand nehmen konnte. Der größte Fehler aber liegt ohne Zweifel im französischen Volkscharakter. Dies zeigt auch die folgende Entwicklung bis heute. Auch im 19. Jahrhundert schwankt das französische Volk hin und her zwischen Freiheit und Diktatur. Selbst die dritte Republik, die nach der Niederlage des Jahres 1870 Frankreich endlich die Erfüllung der Wünsche des Jahres 1789 hatte bringen sollen, — hat nicht gehalten, was sie versprochen. Wer dem französischen Volk Ruhm, Ländergewinn und seine besitzenden Klasse Reichtümer bringt, der ist sein Held, aber auch sein Herrscher bis auf den heutigen Tag.

Die französische Nation ist nicht geeignet, der Welt das Vorbild der Demokratie zu geben. Vielleicht liegt im Bewußtsein dieser

Tatsache der tiefste Grund dafür, warum seine Staatsmänner das französische Volk stets als Bringer der Freiheit anpreisen.

Wird nun das deutsche Volk dazu geeignet sein? Die deutsche Demokratie ist noch zu jung und ihre Verfassung eben erst aus der Taufe gehoben. Wir dürfen uns nicht vermessen, aus diesen Anfängen heraus ein Urteil zu fällen. Aber manche Beobachtung, zu der uns die Geschichte Deutschlands vor dem Weltkrieg Anlaß gibt, berechtigt uns zu einiger Hoffnung.

Die Entwicklung des b a d i s c h e n Staatswesens in Regierung und Verwaltung seit Beginn des badischen Verfassungslebens dürfen wir hier mit einem gewissen berechtigten Stolz als Anzeichen und Keim für die Zukunftsentwicklung bezeichnen, aber auch den Beginn der preussischen Selbstverwaltung in der Stein-Hardenberg'schen Gesetzgebung. Es wäre sehr interessant zu untersuchen, mit welcher Genialität dort die gesunden Gedanken der französischen Revolution, ja auch der Jakobinischen Zeit, organisch weitergebildet wurden. Wäre diese Entwicklung nicht in den Anfängen stecken geblieben, wer weiß, vielleicht wären uns manche Bitternisse erspart geblieben, die wir jetzt herunterzuschlucken müssen.

Vor allen Dingen müssen aber im deutschen Volk die sittlichen Kräfte wieder geweckt werden, ohne die eine wahre Demokratie nicht bestehen kann. Wenn es dann gelingen sollte, in Deutschland ein wirkliches Beispiel eines echt demokratischen Staatswesens für die ganze Welt aufzurichten, dann wird vielleicht auch endlich einmal die Legende von der großen französischen Revolution aufhören, ihre verderbliche Wirkung auf Europa auszuüben. Und dann wird vielleicht unser armes, geknechtetes Vaterland im Kampf um sein Dasein als Nation und um seine wirtschaftliche Stellung in der Welt (es braucht ja nicht notwendig ein Kampf mit Waffen zu sein) aus seiner demokratischen Gestaltung heraus die Kräfte zum äußersten Widerstand finden, die ihm heute noch fehlen. Wenn schon die Illusion von der Freiheit die Welt so begeistern konnte, wie muß es dann erst die wirkliche Freiheit tun! Heinrich von Treitschke, der ein viel besserer Beobachter des Völklerlebens war, als viele wissen, die ihn in Grund und Boden verdammten oder in den Himmel heben, ohne seine Schriften gelesen zu haben, hat einmal gesagt: in der Verteidigung gegen ihre Feinde entfalten die demokratischen Völker stets die größte Kraft und Opferwilligkeit, weil jeder einzelne in einem solchen Volke sich bewußt ist, mit dem Vaterlande seine eigene Freiheit zu verteidigen.

Deutschland unbeflegbar durch seine Demokratie. Wahrhaftig ein schöner Gedanke! Möchte er doch Wirklichkeit werden!

Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod.*)

Von Dr. Karl Holt,

Privatdozent an der Techn. Hochschule Karlsruhe.

Oskar Walzel gilt allgemein als Historiker der Romantik und ist als solcher angesehen und angefeindet. Doch der unparteiische Betrachter muß anerkennen, daß wir ihm eine ganz neue Einschätzung der Frühromantik zu danken haben. Was Ricarda Huch in künstlerisch-intuitivem Gefühl für die Erfassung frühromantischer Persönlichkeiten uns gab, leistete Walzel in sorgfältig-wissenschaftlicher Durchdringung der diese Träger bewegenden Gedankenkreise. Wenn jetzt in der Frühromantik das Dämmerlicht verschwommener Ideen und Gefühle durch Klarheit und bestimmte Bewußtheit abgelöst ist, so verdanken wir dies trotz Siegbert Gluck der unermüdbaren Forschung Walzels.

Er weitete dazu den Kreis der Literaturgeschichte zu dem der Literaturwissenschaft durch Herinbeziehung philosophischer Erörterungen in die literarische Untersuchung, worin er sich wohlwähltesten Führern wie Haym und Dilthey folgte. Diese wissenschaftliche Methode, die ihn in mancher Augen zum Scherergegner, zum Hettnerjünger gemacht hat, begründete er in ausführlicher Auseinandersetzung, wobei er der Verdienste Scherers und Erich Schmidts neidlos gedachte. Doch sobald seine Grundsätze synthetischer Literaturwissenschaft Allgemeingut geworden sind, wendet sich Walzel neuen Problemen zu.

Wenn im Zentrum seiner früheren Arbeitsweise der Gehalt steht, so steht die Form. Aus dem verwandten Gebiet der Kunstgeschichte holt er sich Ansporn zu neuen Untersuchungsmethoden: Wölfflin, Worringer, Simmel befruchten ihn. Auf Grund der daraus gewonnenen Prinzipien des Formwillens untersucht er nun einzelne Literaturwerke wie ganze Literaturepochen, wodurch zugleich bewiesen ist, daß sein Arbeitsgebiet, mag er sich persönlich noch so sehr für die Romantik interessieren, weit über diese Periode vorwärts und rückwärts hinausgeht, daß sein Arbeitsgebiet die ganze neuere Literaturentwicklung umfaßt. Dies zeigt sich wieder in vorliegendem Werke, worin Walzel „die deutsche Dichtung seit Goethes Tod“ bis zur jüngsten Gegenwart darstellt.

Ursprünglich war es als Anhang und Fortsetzung zu Scherers Literaturgeschichte erschienen. Trotz aller Vorsicht und Ver-

ehrung war es mit Scherers Darstellung nicht zu einer Einheit geworden. Walzels Eigenart war zu stark, als daß sie sich restlos unter ein fremdes Prinzip beugen lassen konnte. Um so mehr ist die jetzige selbständige Erscheinung der großzügigen Abhandlung zu begrüßen. Im Gegensatz zu dem Anhang ist sie um Doppelte bis Dreifache vergrößert. Ihre Hauptbedeutung liegt nicht so sehr in der Ausdehnung literarischer Untersuchungsmethode auf die Gegenwartsdichtung, als in den Grundsätzen dieser Methode selbst. Walzel versucht, „Dichtung mit Hilfe von Begriffen zu erfassen, die seit kurzem äußerst erfolgreich an die Betrachtung bildender Kunst gewendet werden“ und betrachtet so auch die Erscheinungen der Jetztzeit unter den großen zusammenfassenden Gesichtspunkten innerer Entwicklung deutschen Kulturgeistes. Wie unabhängig und frei er selbst seinen eigenen Forschungsergebnissen gegenübersteht, beweist das Vorwort, in dem er selbst die Möglichkeit offen hält, daß sich künftig in ihm und daher auch in seiner Darstellung manches verschieben könne.

Damit rechtfertigt er von vornherein Ausstellungen an Einzelheiten, wie sie wohl jedem Leser seines Werkes kommen. Eines möchte ich aber grundsätzlich betonen. Walzel kommt es darauf an, das geschichtliche Werden und Vergehen in der Literatur vom Gesichtspunkte des Formwillens aus zu betrachten. Sein Prinzip geht also auf ein rein Geistiges, an sich Unpersönliches, dessen Geschichte er an seinem literarischen Ausdruck, seiner literarischen Gestaltung zu erforschen strebt. Darin liegt seine Stärke und — allerdings bewußt gewollte — Schwäche. Die Persönlichkeit des Dichters als Menschen vernachlässigt er. Dies ist historisch begreiflich aus einer inneren Abwehr heraus gegen philologische-literarische Kleinräumeri, die jeden Wackzettel für kostbares Gut achtete, sobald er nur von eines Anerkannten Wäckerin herührte. Das Dichtwerk trat hinter den Menschen zurück. Walzel tritt für die Dichtung an sich ein. Doch bei aller Anerkennung dieses Standpunktes dürfen wir nicht vergessen, daß alle Dichtung Ausdruck der Dichterpersönlichkeit ist, in der deutschen Literatur vielleicht mehr denn sonstwo. Nicht umsonst hat Goethe seine besten Dichtungen für Gelegenheitspoesie erklärt. Es bedarf der Kenntnis und dazu der Darstellung der Persönlichkeit des Dichters, um ihre Auswirkung in ihrer Dichtung voll zu verstehen. Daran ändert auch das Phänomen Shakespeare nichts.

Als Einleitung legt Walzel in den Kapiteln „Deutsche Form“ und „Verhältnis zum Ausland“ die Voraussetzungen seiner Betrachtung dar. Das deutsche Formgefühl scheint ihm gegeben in dem Bestreben, die Bedingungen künstlerischer Gestaltung aus der Eigenartlichkeit des Kunstwerks selbst herauszuholen. Bestimmend für ein solches Formprinzip ist das Lebensgefühl des Deutschen überhaupt, das auf Vereinigung des Menschen mit der Welt zielt und daher einerseits Unmittelbarkeit, Stilunabhängigkeit, Freiheit der Kunst und des Kunstwerkes fordert, andererseits die gewaltige innere Spannung, die dem mystischen Drange nach dem Unendlichen, nur Fühlbaren entspricht. Der Romane sucht die Welt dem Verstande unterzuordnen und setzt diesem Lebensgefühl entsprechend auch sein Kunstwerk unter das Gebot der Bedingtheit durch Formprinzipien der Allgemeingültigkeit, der von außenher bestimmenden Gesetzmäßigkeit. Um Schlagworte anzuwenden, könnte man subjektive und objektive Kunst einander gegenüberstellen, — wobei wiederum die Bedeutung der Dichterpersönlichkeit vor allem in der deutschen Kunst sich aufdrängt, — könnte man deutsches Formgefühl als individuelles Wachstum, romanisches Formgefühl als universelle Prägung kennzeichnen, wobei eine harmonische Vereinigung beider Formprinzipien als Goethes „geprägte Form, die lebend sich entwickelt“ gedacht werden könnte.

Wie diese beiden Formwillen auf einander einwirken, ist in dem zweiten Kapitel anregend dargestellt, wobei mit Recht darauf hingewiesen wird, daß in Deutschland mit Vorliebe von Frankreich geprägte Schlagworte für Kunstanschauungen, die tatsächlich in Deutschland selbst wurzeln, übernommen werden und dadurch deren Entstehungsort verdunkeln. Was Walzel über den Impressionismus theoretisch feststellt, daß er eigentlich unfranzösisch deutschem Formgefühl entspreche, hat uns schon längst die Berliner Jahrhundertausstellung praktisch bewiesen. Der den Impressionismus mit seiner auf den Augenblick des Eindrucks berechneten Gestaltungsform ablösende gegenwärtige Expressionismus weicht allerdings von dieser deutschem Lebensgefühl entsprechenden Unmittelbarkeit des Kunstwerks ab, dafür aber betont er die ebenfalls im Germanen liegende Sehnsucht nach dem Unausprechlichen, die unabhängig von dem Wirklichkeitsbilde des Augenblicks Ausdruck sucht für jenseits des erscheinenden Lebens liegende Geisteswerte von Ewigkeitsdauer. Damit fügt sich auch die neue Kuntrichtung in den Gang des Weltgeschehens ein. Der Weltkrieg ist der letzte Versuch, die Herrschaft der Materie zu behaupten und durchzusetzen. Und wie in Deutschland die Umkehr von der positivistisch-realistischen Denkweise in idealistische Bahnen bereits vor 1914 begonnen hatte, so ist diese jüngste Kunstrichtung in ihrer an innerer Spannung so reichen Barockkunst dem Deutschen nichts Wesensfremdes; sie entspricht mittelalterlicher Gotik, sie entspricht dem Formwillen der Dichtung eines Klopstock. Besonders Interesse beanspruchen daher auch jene Sätze, in denen Walzel nachweist, daß „die Umbildung des französischen Geistes ins Deutsche“ sich bis zum Weltkrieg verfolgen läßt und daß die von unsern jüngsten vielgerühmten ausländischen Vorbilder gerade in dieser Klopstock und Schiller sich nähernden Barockkunst wesentlich „deutscher Art und Kunst verpflichtet sind“.

* Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod, von Oskar Walzel, 18. Aufl., Verlag, Berlin 1919, XII, 348.

Diese Hinweise wären auch an sich wertvoll, ohne daß man sich die Formbegriffe unbedingt anzueignen brauchte. Es wird wohl stets schwierig sein, national beschränkte ästhetische Begriffe aufzustellen. Je weiter die Kulturentwicklung fortschreitet, um so weniger werden die Kulturerscheinungen, die als solche ja auch die Kunstzeugnisse und Kunstformen einschließen, an den national-politischen Grenzen Halt machen, und die Nationen selbst werden trotz alles geforderten Selbstbestimmungsrechts der Nationalitäten nie rein und ungemischt sich bewahren, insobedessen ebenföwenig ihre Betätigung in Kunst und Kultur. Ob sich daher national abgegrenzte Typen bestimmter Formwillen für alle Zeiten feststellen lassen, wird wohl noch der Klärung bedürfen, selbst wenn national weiter gefaßt wird, als die politischen Grenzen reichen. Fördernd könnte in dieser Richtung wirken, wenn man, Herders Anregung folgend, am Volksliede den nationalen Formwillen ergründete. Doch trotz dieser grundsätzlichen Bedenken, die sich ja auch Manchem bei den kunstgeschichtlichen Gegenstandsgruppen einstellen werden, ist die Unterscheidung Walzels wertvoll und unsere Kenntnis wie Erkenntnis fördernd. Selbst wenn man die Benennung der Formwillen in ihrer ausschließlichen Gültigkeit anzweifeln wollte, bliebe doch die Bedeutung ihres Inhalts bestehen. Die Anwendung dieser inhaltlich weit und doch bestimmt gefaßten Begriffe von Formwillen geschieht nicht etwa als eine von außenher an das betreffende Kunstwerk apodiktisch angelegte Etikettierung, sondern immer wieder unterzieht sich Walzel bei charakteristischen Dichtungen der Mühe, unter genauester Beobachtung der verwandten Stilmittel ihre Technik sorgfältig zu untersuchen.

Die eigentliche Darstellung ist gegenüber dem früheren Anhang nicht nur quantitativ, sondern vor allem qualitativ erweitert. Geistesgeschichtliche Entwicklungen werden hier begründet und weiter ausgeführt, einzelne Kunstepochen, Kunstwerke oder Schriftsteller werden eingehender charakterisiert. Wie sehr Walzel trotz seines grundsätzlichen Standpunktes die Bedeutung der Dichterpersönlichkeit für die Dichtung wertet, ergibt sich gerade daraus, daß er Dichtercharakteristiken durch Hinzufügung bedeutungsvoller Erlebnisse vertieft. Die peinliche Ueberarbeitung des Anhangs beweist die Tatsache, daß neben vollständig neuen Abschnitten oft nur ein einziger kurzer Satz eingeschoben wird, um das Gesagte zu verdeutlichen; ja, an gewissen Stellen wird nur ein einzelnes Wort geändert oder weggelassen, oder eine fortlaufende Darstellung wird der Klarheit halber nur in neue Abschnitte geteilt, wie überhaupt eine stärker betonte Gliederung zu gunsten größerer Uebersichtlichkeit eingeführt ist.

Die Abhandlung zeigt eine erstaunliche Belesenheit; außer in der intimen Kenntnis des Allernuesten befundet sie sich in der Bewertung der Ausländer, zu deren Charakterisierung Walzel überraschend trefflichere Worte findet und die er im Rahmen des Anhangs hatte naturgemäß zurückdrängen müssen. Ich erwähne besonders Verhaeren, um ein Beispiel für viele zu nennen. Daneben verdient besondere Beachtung das stete Bestreben, die Darstellung durch historische Rückblicke zu ergänzen, um somit stets den Zusammenhang mit deutscher Literatur in ihrer Gesamtentwicklung zu wahren. Charakteristisch für Walzels Untersuchungsmethode ist das Kapitel über Richard Wagner, das er in der neuen Fassung um eine Erörterung über deutsches und altgermanisches Formgefühl erweitert hat. Hier offenbart sich, welche sorgfältige Forscherarbeit der Anwendung seiner Formprinzipien zu Grunde liegt.

Unbedingte Vollständigkeit in der Besprechung deutscher Dichter und Schriftsteller zu erreichen, kann natürlich Walzels Bestreben nicht sein. Jeder Leser kann da wohl unerfüllte Wünsche vorbringen. Bei Grabbe und Büchner etwa, die Walzel als wichtige Marksteine in der Geschichte deutschen Formwillens aufweist, hätten wohl ihre Lustspiele, gerade von diesem Gesichtspunkte aus, eingehendere Besprechung verdient. Es macht sich die Gefahr literargeschichtlicher Ueberblicke geltend, daß zur Charakteristik oft einzelne Worte genügen müssen. Gerne würde man die Kunst so verschiedenartiger Dramatiker wie Frib Stavenhagen und Eduard Stucken ausführlicher gewürdigt sehen. In der Entwicklung des modernen Romans vermissen ich den doch auch von deutschem Formgefühl getragenen Roman Rolland und, sicher nicht nur aus Lokalpatriotismus, den Roman „Wiltfeber“ von Hermann Bunte, der auch als Dramatiker in Walzels Darstellung zu kurz kommt. Bedauert habe ich, daß Emil Göttsche überhaupt nicht erwähnt wird, noch nicht einmal das trotz mancherlei Unreife zum Besten seiner Gattung zählende Lustspiel: „Der Schwarzkünstler“. Was will es aber andererseits gegen Walzels umfassende und im Geiste doch unbedingt erschöpfende Darstellung sagen, wenn wir etwa bei dem „geschichtlichen Dichten deutscher Professoren“ Taylor — den früheren Heidelberger Universitätslehrer Hausrath — vermissen. Wenn ich dessen überhaupt Erwähnung tue, so geschieht es aus dem Dankgefühl heraus, das wir den Schriftstellern kulturhistorischer Romane schulden. Denn bei der trostlosen Vernachlässigung der Kulturgeschichte zu gunsten rein politischer Geschichte in den Lehrbüchern der Schule, voten allein diese Romane den kulturhistorischen Bedürfnissen des Knaben der 80er und 90er Jahre Befriedigung. Was der Knabe jener Jahre von Kulturgeschichte lernte, verdankte er fast ausschließlich diesen mit Begeisterung verschlungenen Erzählungen. Doch abgesehen von solchen Einzelheiten, denen in Neu-

auslagen ohne Schwierigkeiten Rechnung getragen werden kann, geht Walzel zielbewußt dem Schaffen der Vergangenheit wie der Gegenwart nach.

Walzels Forschungsarbeit zielt gerne auf die Durchdringung und Aufhellung einzelner Geistesströmungen, wie sie in ihrem Zusammenfluß das Kulturbild einer ganzen Epoche ausmachen, indem er die künstlerisch-literarischen Züge besonders unterstreicht. So sieht er auch seit 1890 etwa in Deutschland eine Entwicklungsbahn, die vom Eindruck zum Ausdruck führt. Der erste Wegabschnitt, den nach Walzels treffendem Wort die Abtät des Beschauens kennzeichnet, der in der Empfänglichkeit des äußeren und inneren Sinns wurzelt, ist abgeschlossen. Die Zeit des Impressionismus geht zu Grabe. Der weitere Weg ist der des Expressionismus: „schöpfend will der Geist sich wieder betätigen“. Der Entwicklung der Kunst geht parallel eine Wandlung der Weltanschauung, oder besser jetzt erwacht erst wieder der Wunsch nach einer geschlossenen Weltanschauung. Wer wie Referent es erlebte, daß noch zu Beginn unseres Jahrhunderts ein junger hochbegabter Denker seinem Leben ein Ende setzte, weil er sich aus den zermürbenden und entnervenden Zweifeln eines unbedingten Melanismus nicht herausfinden konnte, der unterschreibt gerne Walzels Wort: „Das Große der Gegenwart ist der Beginn einer Abkehr von relativistischer Zweifelsucht.“ Die Bedeutung dieses Wandels unterstreicht Walzel in seiner vorliegenden Arbeit, indem er in einem neuen Abschnitt seinen Werdegang verfolgt und die Forderungen der jüngsten deutschen Dichtung mit denen Nathenaus zusammenhält. Man darf hier wohl auch auf die Ideen Steiners zu einem dreigliedrigen Aufbau des neuen Staates hinweisen, die gegenwärtig besonders in Württemberg Boden gewinnen.

Nachdem die Entwicklung vom Impressionismus zum Expressionismus im Allgemeinen dargelegt ist, beobachtet Walzel diese Entwicklung an den Dichtungsformen selbst, wobei er diese mit klugem Bedacht als „Lyrik und Versepik“, „Roman“ und „Drama“ getrennt behandelt auf einem gegenüber dem Anhang aus fünf Abschnitten ausgebeuteten Raum. Seine feine Ausdeutungskunst bewährt sich besonders an den schwierigen Problemen jener Dichter, die überleiten von der Eindruckskunst zur Ausdruckskunst. Der Schlußteil der Darstellung ist keine Erweiterung mehr, er ist eine durchaus neue Bearbeitung. Mit offenerer Liebe versenkt sich Walzel in die Untersuchung des Wesens der neuen Ausdruckskunst; er zeichnet ihre Beziehung zur Kriegsgegnerenschaft auf und gibt dann eine lichtvolle Charakterisierung ihrer wesentlichen Eigenheiten. Er erinnert uns an die revolutionäre Gefühlsepoche des Sturm und Drang, der ebenfalls rousseauisch den Menschen rein als solchen in den Kosmos stellt. Er geht den historischen Vorgängen expressionistischen Wesens nach, betont den barocken Formwillen des Expressionismus und sucht dessen Weltanschauung in dem Idealismus des Freiburger Philosophen Edmund Husserl mit seiner absoluten Werttheorie.

Klar zeigt uns Walzel die Grundlinien des Schaffens unserer Ausdruckskunst, wobei er in ihrer Seelenkunst mit Recht das Typische, das Allgemeingültige betont gegenüber dem Exceptionellen, dem Besonderen der Eindruckskunst. Auch darin bewährt sich der Gegensatz des Expressionismus mit seinem Anliegen um eine Weltanschauung ewiger stilklicher Werte zum relativistischen Impressionismus. Dieser durch den Glauben an Entgeltswerte bedingte Typizität der Ausdrucksdramen entspricht ihre strenge Architektur in einfachen, geschlossenen Bauformen. Dem Formproblem geht Walzel dann besonders nach im Zusammenhang mit dem Zug nach Ekstase des modernsten Dramas. Hier ist der Weg zum „Explosionismus“, der sich bei den Jüngsten steigert bis zum grotesken Dadaismus.

Darin liegt das Neue in Walzels Literaturbetrachtung, daß er in großem Ueberblick zeigen will, wie sich geistiger Gehalt und Form gegenseitig bedingen, wie die Form aus dem Gehalt hervorkommt. Sein Verdienst ist, die Einheit von Form und Gehalt auch in den modernsten Dichtungen zu sehen, den barocken Formwillen der neuen Ausdruckskunst in seiner ursächlichen Bedingtheit zu erkennen. Somit ist Walzel uns ein sicherer Führer, um unsere deutsche Dichtung zu beobachten, wie sie sich im Zusammenhang mit ihrer Zeit entwickelt hat und in Gehalt und Form sich bemüht, Ausdruck ihrer Zeit zu sein. Die Sehnsucht der Gegenwart nach dem Sieg des Geistes, nach einheitlich geschlossener Weltanschauung ruft in unserer Dichtung und Kunst. Darin liegt ihr Wert, den wir uns nicht verkümmern lassen dürfen durch unreife Auswüchse, wie sie eine Zeit des Werdens immer hervorbringen, aber auch immer überwinden wird. Es sei uns Stütze, daß unsere Moberne nach Weimar strebt; ein jetzt über hundert Jahre altes Wort möge uns leiten: wir müssen an geistigen Kräften gewinnen, was wir an äußerer Macht verloren haben.

Dem gewissenhaften Rezensenten liegt noch ob, das Register lobend zu erwähnen, das Papier aus der Not der Zeit zu entschuldigen und die Goldverzierungen des Einbands schauernd abzulehnen. Ob der Verlag dazu das Einverständnis des in Kunst so feinfühligsten Verfassers eingeholt hat?